

Johannes Fischer

Die Bedeutung von Emotionen für die Moral. Eine Skizze

Welche Bedeutung haben Emotionen für die Moral? Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, was man unter 'Moral' versteht. Das Wort ist mehrdeutig, und ich möchte deshalb für meine Zwecke zwischen einem weiten und einem engen Begriff von Moral unterscheiden. Der weite Begriff begegnet in einer verbreiteten Definition von Ethik, wonach Ethik Reflexion auf Moral ist. Nach dieser Definition umfasst der Begriff der Moral alles, worauf Ethik in ihrer Geschichte reflektiert hat, von der antiken Tugendethik bis zur Ethik der Moderne. Demgegenüber möchte ich meinen Überlegungen ein sehr viel engeres Verständnis von Moral zugrunde legen, nämlich jenes, auf das wir uns gewöhnlich beziehen, wenn wir in alltäglichen Kontexten von Moral sprechen. Wie sich gleich zeigen wird, ist dieses Verständnis ziemlich komplex. Daher wird seine Erhellung in meinem Vortrag einigen Raum beanspruchen. Doch anders lässt sich die gestellte Frage nicht beantworten, und dass sich Genauigkeit an dieser Stelle lohnt, wird sich, wie ich hoffe, im letzten Teil zeigen, in dem es um die epistemische Bedeutung von Emotionen für die Moral gehen wird.

Zunächst also zu dem, was ich unser Alltagsverständnis von Moral nenne.¹

Erstens: Unstrittig sollte sein, dass nach diesem Verständnis Moral es mit der Beurteilung bzw. Bewertung von menschlichem Handeln und Verhalten zu tun hat, was seinen Niederschlag findet in Ausdrücken wie moralisch gut, moralisch schlecht, moralisch richtig, moralisch falsch. Dementsprechend steht auch im Fokus des ethischen Denkens, das dieser Moralauffassung korrespondiert, das menschliche Handeln und Verhalten. Diese Feststellung ist keineswegs trivial. Liegt doch hierin ein wesentlicher Unterschied zur antiken Tugendethik. Dieser zufolge besteht die Bestimmung des Menschen in einem Leben gemäß den Tugenden. Daher liegt hier das in ethischer Hinsicht Entscheidende in den Tugenden, was bedeutet, daß dem konkreten Handeln und Verhalten in einer nur *abgeleiteten* Weise ethische Qualität zukommt: Großzügiges Verhalten ist ethisch wertvoll, wenn und insofern mit ihm die Tugend der Großzügigkeit aktualisiert wird, in welcher das eigentlich Wertvolle liegt. Demgegenüber besteht für die Moral und Ethik der Moderne, von der das Denken der Gegenwart geprägt ist, das ethisch Entscheidende im richtigen Handeln und Verhalten. Daher sind es hier die Einstellungen und Charaktereigenschaften, denen in nur *abgeleiteter* Weise ethische Qualität zukommt: Die Einstellung der Hilfsbereitschaft ist gut, weil sie zu hilfsbereitem Verhalten

¹ Das im Folgenden skizzierte Moralverständnis habe ich detaillierter und umfassender entfaltet in: Johannes Fischer, Präsenz und Faktizität. Über Moral und Religion, Tübingen: Mohr Siebeck 2019.

befähigt, in welchem das eigentlich Gute liegt. Die Schwierigkeiten, in die die Tugendethik in der Moderne geraten ist, hängen mit dieser Fokussierung von Moral und Ethik auf das menschliche Handeln zusammen. Verwiesen sei diesbezüglich auf Christoph Halbigs Buch „Der Begriff der Tugend und die Grenzen der Tugendethik“². Halbig erhebt das handlungszentrierte, deontische Moralverständnis der Moderne zum Kriterium für die Beantwortung der Frage nach der Möglichkeit einer Tugendethik,³ und da erweist sich die Tugendethik als ein Ding der Unmöglichkeit. Ich klammere im Folgenden die Tugendethik ganz aus meinen Überlegungen aus, mithin auch die Frage, welche Bedeutung Emotionen in einer tugendethischen Perspektive zukommt.

Zweitens: Um welche Art von Wertungen geht es in der Moral? In der Moralphilosophie herrscht die Auffassung vor, dass im Mittelpunkt der Moral *Handlungen* stehen, die als solche Gegenstand *deontischer* moralischer Bewertungen sind, also von Bewertungen als moralisch richtig, falsch, geboten, verboten usw. Demgegenüber beziehen sich nach dieser Auffassung *evaluative* moralische Bewertungen auf Handlungsmotive sowie handlungsrelevante Einstellungen und Charakterzüge, also im weitesten Sinne auf die Gesinnung des Handelnden.⁴ Hieraus resultiert die These eines epistemischen Primats des moralisch Richtigen gegenüber dem moralisch Guten. Wir müssen zuerst wissen, welche Handlungsweisen in welchen Typen von Situationen moralisch *richtig* sind, bevor wir wissen können, welche Motive, Einstellungen oder Charakterzüge moralisch *gut* sind, denn sie sind nur dann gut, wenn sie zum moralisch richtigen Handeln motivieren bzw. disponieren. Diese deontische Moralauffassung kann sich mit der Vorstellung von der Moral als einer gebietenden und verpflichtenden Instanz verbinden, gewissermaßen als eines säkularen funktionalen Äquivalents des göttlichen Gesetzgebers. Der Ausdruck ‘moralisch geboten’ hat dann den Sinn von ‘durch die Moral (bei Kant: das Sittengesetz) geboten’. Bei dieser Moralauffassung hätten wir zu fragen, welche Bedeutung Emotionen im Kontext derartiger deontischer Bewertungen zukommt.

Ich möchte demgegenüber die These vertreten, dass für die Alltagsmoral, die wir verinnerlicht haben, der *evaluative* Wertungsmodus grundlegend ist. Das beginnt bereits bei der Frage, was eigentlich zum Ausdruck gebracht wird, wenn von einer Handlung nicht bloß gesagt wird, dass sie *richtig* ist, sondern gesagt wird, dass sie *moralisch richtig* ist. In dieser Wortverbindung hat das Wort ‚moralisch‘ ersichtlich eine evaluative Bedeutungskomponente, was sich daran zeigt,

² Christoph Halbig, *Der Begriff der Tugend und die Grenzen der Tugendethik*, Frankfurt a.M. 2013.

³ AaO. 297.

⁴ William K. Frankena, *Analytische Ethik*, aaO., 27; 77. Friedo Ricken, *Allgemeine Ethik*, ⁴2003, 88f. Dieter Birmbacher, *Analytische Einführung in die Ethik*, Berlin/New York 2003, 279ff.

dass das Tun dessen, der dem moralisch Richtigen oder Gebotenen zuwider handelt, nicht bloß als falsch, sondern auch als schlecht, und zwar in einem moralischen Sinne schlecht, beurteilt wird. Bereits im Wort ‚moralisch‘ ist offenbar ein Bezug zum moralisch Guten enthalten. Das legt den Schluss nahe, dass eine Handlung *moralisch* richtig ist, wenn sie unter dem Gesichtspunkt der Verwirklichung des moralisch *Guten* richtig ist. Sollte sich dies erhärten lassen, dann ist nicht das moralische Richtigkeitsurteil, sondern die evaluative moralische Wertung grundlegend für die Moral. Wir müssen dann zuerst wissen, worin das moralisch Gute besteht, bevor wir wissen können, worin das moralisch Richtige besteht.

Die fundamentale Bedeutung des moralisch Guten für die Moral zeigt sich des Weiteren an der moralischen Motivation. Warum sind Menschen bereit, nach Unglücksfällen oder Katastrophen große Summen zu spenden? Tun sie dies, um Richtiges zu tun, oder tun sie es, um Gutes zu tun? Ist der Aspekt der Wertschätzung, der in dem Wort ‚gut‘ enthalten ist und der sowohl die Wertschätzung durch andere als auch die Selbst-Wertschätzung betrifft, nicht ein wesentlicher Antrieb für moralisches Verhalten?

Dass in der Tat der evaluative Wertungsmodus grundlegend ist für die Moral, lässt sich an der deontischen Moralauffassung selbst verdeutlichen. Ich sagte, dass bei dieser Moralauffassung evaluative Wertungen sich auf Motive, Einstellungen oder Charakterzüge beziehen. Nehmen wir den Begriff des Motivs. Wenn wir etwas, z.B. Mitleid, als ein Motiv thematisieren, dann thematisieren wir es mit Bezug auf eine Handlung, für die es Motiv ist. Abgesehen davon ist Mitleid ein Gefühlszustand, aber kein Motiv. Daher lässt sich ein Motiv gar nicht separat von der Handlung evaluativ bewerten, für die es Motiv ist. Angenommen, jemand wird gefragt, warum er einem anderen geholfen hat, und er antwortet: „Ich hatte Mitleid mit ihm.“ Diese Äußerung nennt uns das Motiv, dies allerdings nur, wenn sie als Antwort auf die Frage nach dem Warum seines Handelns begriffen wird. Abgesehen davon handelt es sich um die Schilderung eines Gefühlszustands. Wenn wir daher das, was uns diese Antwort zu verstehen gibt, evaluativ als gut bewerten, dann ist dasjenige, was wir bewerten, nicht, dass er Mitleid mit ihm hatte, sondern dasjenige, was diese Äußerung als Antwort auf die gestellte Frage beinhaltet, nämlich *dass er dem anderen aus Mitleid geholfen hat*. Wir bewerten also nicht separat von der Handlung ein Motiv, sondern wir bewerten *sein Handeln aus diesem Motiv*, d.h. sein mitfühlendes *Verhalten*. Was wir beispielsweise in der Samaritererzählung (Luk 10, 30ff) als moralisch gut bewerten, ist nicht das Mitgefühl des Samariters (jemand könnte Mitgefühl empfinden ohne zu helfen) und nicht sein Handeln (es könnte aus Berechnung und Spekulieren auf Belohnung erfolgen), sondern sein Handeln aus Mitgefühl, d.h. sein *barmherziges Verhalten*. Während die Rede von Handlungen eine Trennung macht zwischen der Handlung

und ihrem Motiv, ist bei der Rede von barmherzigem Verhalten die Barmherzigkeit essentieller Bestandteil des Verhaltens. Der Begriff des Verhaltens ist also umfassender als der des Handelns. Er schließt sowohl die Handlung als auch die dahinterstehende „Gesinnung“ in Gestalt ihrer Gründe und Motive ein. In diesem Sinne sprechen wir von hilfsbereitem, fürsorglichen, eifersüchtigen, rücksichtslosem oder freundlichem Verhalten.

Das Gesagte bedeutet nun *drittens*, dass der Begriff des Handelns nicht ausreicht, um dasjenige zu bezeichnen, was Gegenstand moralischer Bewertungen und Urteile ist. Wir benötigen vielmehr *zwei* Begriffe, den des *Handelns* und den des *Verhaltens*, und zwar Letzteren, um den Gegenstand evaluativer moralischer Wertungen zu bezeichnen. Der Unterscheidung zwischen Handeln und Verhalten korrespondiert eine entsprechende Unterscheidung zwischen Motiven und Dispositionen. Die Rede von Motiven bezieht sich auf Handlungen. Wenn jemand auf die Frage, warum er etwas Bestimmtes getan hat, zur Antwort gibt, dass er eifersüchtig war, dann nennt er damit sein Motiv. Sein Handeln aus diesem Motiv lässt sich als ‚eifersüchtiges Verhalten‘ beschreiben. Die Erklärung für dieses Verhalten besteht nun nicht wiederum in einem Motiv, sondern in seiner Eifersucht als einer Verhaltensdisposition.

Schließlich manifestiert sich der Unterschied zwischen Handeln und Verhalten in folgendem Unterschied zwischen moralischen Richtigkeitsurteilen und evaluativen moralischen Wertungen. Bei moralischen Richtigkeitsurteilen wird aufgrund der Trennung zwischen der Handlung und ihrem Grund in Gestalt der Situation, auf die die Handlung reagiert, die Handlung *relativ zur Situation* beurteilt: *So* zu handeln ist in einer *solchen* Situation moralisch richtig (und in einer anderen falsch). Die evaluative moralische Wertung, bei der die Dinge ungetrennt vor Augen sind, bewertet demgegenüber das *Ganze* eines *Verhaltens in einer gegebenen Situation*: Sich *so* in einer *solchen* Situation zu verhalten ist moralisch gut. Auch hier mag man zur Veranschaulichung an die Samaritererzählung denken.

Viertens: Wie man sich an dieser Formulierung verdeutlichen kann, besteht das moralisch Gute, formal betrachtet, in einem *Verhalten*, mit dem einer gegebenen *Situation* entsprochen wird: Sich *so* in einer *solchen* Situation zu verhalten ist moralisch gut. Nun schließt nach dem Gesagten ein solches Verhalten als konstitutiven Bestandteil eine Handlung in sich. Hierin ist die Beziehung zwischen einer Handlung und dem moralisch Guten begründet, wie sie durch die Wortverbindung ‚moralisch richtig‘ ausgedrückt wird: *Eine Handlung ist in einer gegebenen Situation moralisch richtig, wenn sie ihren Teil zu einem Verhalten beiträgt, das in der gegebenen Situation moralisch gut ist.* Handlungen können diesbezüglich immer nur einen Teil beitragen. So ist zum Ganzen eines moralisch guten Verhaltens auch eine entsprechende

Handlungsmotivation erfordert. Ein egoistisches, bloß auf den eigenen Vorteil bedachtes Handeln ist, als Verhalten betrachtet, nicht moralisch gut, mag auch die Handlung als solche *moralisch richtig* sein, d.h. ihren Teil zu dem beitragen, was in der gegebenen Situation ein moralisch gutes Verhalten wäre bzw. für ein moralisch gutes Verhalten erfordert ist.

Wird der Ausdruck 'moralisch richtig' in dieser Weise aufgefasst, dann drückt die Feststellung 'Diese Handlung ist moralisch richtig' keine deontische Wertung aus, sondern eine deskriptive Tatsachenfeststellung, die die Beziehung der Handlung zum moralisch Guten konstatiert. Die Handlung ist unter dem Gesichtspunkt der Realisierung des moralisch Guten in Gestalt eines situationsentsprechenden Verhaltens richtig. Das Wort 'richtig' hat hier dieselbe Bedeutung wie in dem Satz, dass ein Weg richtig ist, d.h. zu dem angestrebten Ziel führt. Dasselbe gilt für den Ausdruck 'moralisch falsch'. Dass eine Handlung moralisch falsch ist, bedeutet, dass mit ihr das moralisch Gute in Gestalt eines situationsentsprechenden Verhaltens verfehlt wird. Der Ausdruck 'moralisch geboten' bedeutet: Unter dem Gesichtspunkt der Realisierung des moralisch Guten geboten, was gleichbedeutend mit einem hypothetischen Urteil ist: Wenn das moralisch Gute verwirklicht werden soll, dann *muss* die Handlung vollzogen werden. Auch das ist ersichtlich keine deontische Wertung, sondern ein Tatsachenurteil, das die Beziehung der Handlung zum moralisch Guten zum Gegenstand hat. Das 'Muss' ist von derselben Art wie in dem Satz: Wenn Du um zwölf Uhr in Bern sein willst, *musst* Du in Zürich den Zug um 11 Uhr nehmen. Ersichtlich wird damit keine deontische Wertung getroffen. Entsprechendes gilt schließlich für den Ausdruck 'moralisch verboten'.

Damit hat sich insgesamt ergeben, *dass es in der Moral nur eine einzige Art von wertenden Urteilen gibt, nämlich evaluative Urteile bezüglich des moralisch Guten und Schlechten*. Bei dem, was man gemeinhin für deontische moralische Urteile hält, handelt es sich demgegenüber um Tatsachenfeststellungen, die die Beziehung einer Handlung zum moralisch Guten zum Gegenstand haben. Für unser Thema, die Frage nach der Bedeutung von Emotionen für die Moral, hat dies eine für alles Weitere grundlegende Konsequenz. Lässt sich diese Frage doch nun darauf eingrenzen, welche Bedeutung Emotionen im Hinblick auf die evaluativen Grundlagen der Moral zukommt.

Fünftens: Ich sagte, dass im Ausdruck 'moralisch' ein Bezug zum moralisch Guten enthalten ist. Doch ist sein Bedeutungsgehalt damit noch keineswegs erschöpfend charakterisiert. Betrachten wir dazu noch einmal den Unterschied zwischen der Feststellung 'Sich so in einer solchen Situation zu verhalten ist *gut*' und der Feststellung 'Sich so in einer solchen Situation zu verhalten ist *moralisch gut*'. Mit der ersten Feststellung wird das betreffende Verhalten als

gut bewertet. Mit der zweiten Feststellung hingegen wird ein *Urteil über die Bewertung* des betreffenden Verhaltens gefällt, *nämlich dass es allgemein als gut bewertet zu werden verdient*. Wenn das Verhalten eines Menschen als moralisch gut bewertet wird, dann bringt der Sprecher damit nicht bloss seine persönliche Wertschätzung zum Ausdruck, sondern er sagt vielmehr, dass die *moral community* diesem Menschen verpflichtet ist, nämlich ihm für sein Verhalten Wertschätzung zu zollen. Hierin liegt es begründet, dass die Moral eine wesentliche Quelle für das Selbstwertgefühl von Menschen ist. Moralisch gutes Verhalten wird nicht bloß faktisch wertgeschätzt, sondern ihm ist allgemeine Wertschätzung *geschuldet*. Hieraus speist sich zu einem wesentlichen Teil die moralische Motivation.

Mit dem Wort 'moralisch' wird also die Perspektive einer *moral community* eingeführt, die sich darüber verständigt, wie Verhalten bewertet werden *soll*. Das ist das hervorstechendste Charakteristikum der Moral, die wir in uns tragen und um die sich unsere öffentlichen Debatten zu moralischen Fragen drehen. Sie beruht auf einem bestimmten kulturellen Setting in Gestalt einer *moral community*, die über ihre Verständigung festlegt, welches Verhalten als gut und welches als schlecht zu bewerten ist, welches Wertschätzung und welches Tadel verdient, und die auf diese Weise das Verhalten ihrer Mitglieder steuert, und zwar über die Gewährung und den Entzug von Wertschätzung und Achtung. Man muss sich hierzu vergegenwärtigen, dass es auch andere kulturelle Formen der Normierung sozialen Verhaltens gibt. So ist in einer religiös geprägten Gesellschaft Gottes Wille und Gebot maßgebend dafür, was als gut und was als schlecht zu gelten hat. Daher findet man in der Bibel keine Moral in unserem heutigen Verständnis. Es gibt dort *sittlich Gutes*, wie es etwa durch die Samaritererzählung vor Augen gestellt wird, aber es gibt dort nicht das *moralisch Gute*. Nirgendwo in der Bibel findet man den Ausdruck ‚moralisch gut‘ oder irgendeinen Ausdruck, der diesem äquivalent wäre. Die Moral, wie wir sie kennen, ist ein Phänomen der Moderne, das seine Entstehung der aufgeklärten Kritik religiöser Weltbilder verdankt. Damit wird der Boden dafür bereitet, dass sich die *Gesellschaft* als *moral community* konstituiert, d.h. als Letztinstanz für die Entscheidung der Frage, welches Verhalten als sittlich gut oder schlecht zu bewerten ist. Eine theologische Moralbegründung wird bei diesem Moralverständnis zu einer *contradictio in adjecto*, was freilich nicht das Ende der theologischen Ethik als solcher bedeuten muss. Es bedeutet nur, dass eine theologische Ethik, die diesen Namen verdient, es mit etwas anderem als Moral zu tun hat und dass sie einen anderen Adressaten hat als die Gesellschaft als *moral community*. Dass die Moral ein Instrument der Selbststeuerung moderner Gesellschaften ist, was das Verhalten ihrer Mitglieder betrifft, das hat nicht zuletzt die Implikation, dass sie ein Feld ist, auf dem um Einfluss und Macht gerungen und Druck auf andere ausgeübt wird. Wem

es gelingt, die Standards für *moral correctness* zu bestimmen, der kann Macht über andere ausüben.

Ich habe soeben den Ausdruck 'sittlich' gebraucht und muss erläutern, in welchem Sinne ich ihn verwende und in welchem Verhältnis er zum Ausdruck 'moralisch' steht. Wenn von dem Verhalten des Samariters gesagt wird 'Sich so in einer solchen Situation zu verhalten ist gut', dann ist nach meinem Sprachgebrauch vom sittlich Guten die Rede. Wird von seinem Verhalten hingegen gesagt 'Sich so in einer solchen Situation zu verhalten ist moralisch gut', dann wird damit das Urteil gefällt, dass sein Verhalten allgemein als *sittlich gut* bewertet zu werden verdient. In dieser Weise sind die Ausdrücke 'sittlich' und 'moralisch' aufeinander bezogen. Es geht also auch in der Moral um das sittlich Gute, aber unter dem Gesichtspunkt der Bewertung durch die *moral community*.

Sechstens: Wie steuert nun aber die *moral community* das Verhalten ihrer Mitglieder? Naheliegender wäre es anzunehmen, dass die Mitglieder sich in ihrem Verhalten an dessen Bewertung durch die *moral community* orientieren, um möglichst viel Wertschätzung durch andere auf sich zu ziehen. Doch ist die Sache verwickelter. Wird doch ein derart selbstbezogenes Verhalten, dem es nur darum zu tun ist, in den Augen anderer möglichst gut dazustehen, nicht als sittlich gut bewertet und mithin auch nicht als moralisch gut beurteilt. Wie gesagt, ist sittlich gutes Verhalten dadurch charakterisiert, dass mit ihm einer gegebenen Situation entsprochen wird, was bedeutet, dass das, was getan wird, deshalb getan wird, weil die Situation es erfordert, und nicht deshalb, weil man davon selbst einen Vorteil in Gestalt der Wertschätzung anderer hat. Andererseits freilich wurde an früherer Stelle gesagt, dass Wertschätzung und Achtung die Quelle der moralischen Motivation sind. Wie geht das beides zusammen? Offenbar nur so, dass die wertschätzende Instanz verinnerlicht wird, also an die Stelle der Wertschätzung durch andere die Selbst-Wertschätzung und Selbstachtung im Hinblick auf die sittliche Qualität des eigenen Verhaltens tritt. Es ist dies die Weise, wie sich das Selbst eines moralischen Subjekts aufbaut. Nicht der mögliche Verlust der Wertschätzung durch andere, sondern der drohende Verlust der Selbstachtung wird auf diese Weise zum stärksten Motiv für moralisches Verhalten, das diesen Namen verdient. Wenn also die Mitglieder der *moral community* sich darüber verständigen, welches Verhalten allgemeine Wertschätzung als sittlich gut verdient und welches nicht, dann beziehen sie dies als moralische Subjekte auf ihre Selbst-Wertschätzung und Selbstachtung. Aber natürlich ist diese innere Unabhängigkeit von der Wertschätzung anderer, die sie als moralische Subjekte auszeichnet, eine stets gefährdete und immer wieder neu zu erringende.

Wenn nun aber sittlich gutes Verhalten gerade nicht an seiner Bewertung als sittlich gut durch irgendeine dafür in Betracht kommende Instanz orientiert ist, sondern ganz und ungeteilt an der betreffenden Situation: Wie überhaupt kann dann die *moral community* mit ihrer Verständigung darüber, was als sittlich gut zu bewerten ist und was nicht, das Verhalten ihrer Mitglieder steuern? Wie kann sie dies, wenn die Mitglieder sich bei ihrem Verhaltensvollzug gar nicht an derartigen Bewertungen orientieren? Anders gefragt: Wie kommt es dazu, dass *Situationen* eine moralische Signifikanz entwickeln derart, dass sie aus sich selbst heraus zu einem Verhalten veranlassen, das aus der Perspektive eines Verhaltensbeurteilers moralisch gut ist? Dies ist der Punkt, an dem die Bedeutung der Emotionalität für das moralische Verhalten in den Blick rückt. Es geht hier um die Differenz zweier Perspektiven und um die Frage, wie sich die eine Perspektive in die andere übersetzt. Um sich dies an einem Beispiel zu verdeutlichen, denke man sich den Fall, dass jemand unter Lebensgefahr ein Kind aus einem Teich vor dem Ertrinken rettet. Das eine ist die Perspektive eines Verhaltensbeurteilers. Er hat das Verhalten des Rettenden in dieser Situation vor Augen, das er entsprechend bewertet: Sich so in einer solchen Situation zu verhalten ist moralisch gut. Das andere ist die Perspektive des Rettenden selbst. Er hat nicht sein Verhalten in dieser Situation, sondern lediglich die Situation vor Augen, durch die er sich zu seinem Handeln veranlasst sieht. Welcher Zusammenhang besteht zwischen der Bewertung aus der Beurteilungsperspektive einerseits und der Veranlassung durch die Situation in der Handlungsperspektive andererseits?

Bezogen auf unser Beispiel bezieht sich die Feststellung 'Sich so in einer solchen Situation zu verhalten ist gut' auf *dieses* Verhalten *dieses* Mannes in *dieser* Situation. Andererseits wird dieses Verhalten als moralisch gut bewertet, weil es *ein solches* Verhalten in *einer solchen* Situation ist, d.h. weil in ihm ein *Verhaltensmuster* aktualisiert ist, von dem her es sein Gutsein bezieht. Die Moral hat es nicht mit Singulärem, sondern mit Allgemeinem zu tun, nicht mit dieser Person, diesem Verhalten, dieser Situation, sondern mit Verhalten einer bestimmten Art in Situationen einer bestimmten Art. Dies ist der für unseren Zusammenhang entscheidende Punkt: Mit ihrer Verständigung darüber, welches Verhalten in einer gegebenen Situation moralisch gut ist, prägt die *moral community* Muster moralisch guten, situationsentsprechenden Verhaltens. Es sind Muster davon, was unter dem Gesichtspunkt der Realisierung des moralisch Guten und der Vermeidung des moralisch Schlechten in Situationen einer gegebenen Art geschehen muss. Diese Muster werden von den Mitgliedern einer *moral community* verinnerlicht, d.h. bis in emotionale Schichten angeeignet. Das bedeutet: Wenn sie mit einer konkreten Situationen konfrontiert werden, die sie unter einem derartigen Muster wahrnehmen, wonach in einer Situation dieser Art etwas Bestimmtes geschehen muss, dann erleben sie dieses

‘Muss’ als eine Art Nötigung, die von der Situation ausgeht und die sich als emotionaler Spannungszustand äußert, der sie – wie im Beispiel dessen, der ein Kind vor dem Ertrinken rettet – auf ein bestimmtes Handeln hin gerichtet macht und der sich dann in diesem Handeln gewissermaßen entlädt. Sich dieser Nötigung zu verweigern würde, wie gesagt, den Verlust der Selbstachtung nach sich ziehen. Dieser nötigende Impuls ist, um es mit einem Ausdruck des dänischen Theologen Knud Løgstrup zu sagen, „stumm“, d.h. sprachlich unartikulierte. Er sollte nicht mit einer Präsription z.B. in Gestalt einer moralischen Norm verwechselt werden. Und auch seine sprachliche Artikulation hat nicht die Gestalt von präskriptiven Sätzen, also Sätzen, die ein Sollen zum Inhalt haben, sondern vielmehr von Sätzen, die das nötigende ‘Muss’ artikulieren, das von der Situation ausgeht: Da muss man doch helfen! Man kann doch ein Kind nicht einfach ertrinken lassen! Es ist eines der großen Missverständnisse in der metaethischen Debatte über die Sprache der Moral, dass diese Sprache mit präskriptiven Sätzen gleichgesetzt wird, was mit der Vorstellung einhergeht, dass der moralisch Handelnde tut, was er tut, weil es *gesollt* ist. Nein, er tut es, weil er es *muss*.

Ich spreche im Folgenden im Blick auf diese Art der Signifikanz von Situationen hinsichtlich eines bestimmten Handelns und Verhaltens von *moralischer Signifikanz*. Gemeint ist eine Signifikanz, die Situationen aus der moralischen Bewertung von Verhalten durch die *moral community* beziehen, nämlich über die Prägung entsprechender Muster. Bei der *emotionalen Fundiertheit* dieser Signifikanz geht es nicht um bestimmte Emotionen wie z.B. Mitgefühl oder Liebe. Es geht vielmehr um eine als Nötigung durch eine Situation erlebte emotionale Gerichtetheit – mit einem Ausdruck von Peter Goldie⁵ kann man diese als ein „*feeling towards*“, als ein intentional gerichtetes Fühlen bezeichnen – hin auf ein bestimmtes Handeln, die durch die Konfrontation mit dieser Situation hervorgerufen wird. In der Ethik trifft man auf unterschiedliche Ausdrücke, um diese emotionale Nötigung zu bezeichnen. So spricht man vom „Anspruch“ (*claim*), der von einer Situation ausgeht, oder von „ethischer Forderung“ (Løgstrup).

Siebtens: Gäbe es nur die moralische Signifikanz von Situationen, dann wäre alles moralische Verhalten über die Bewertungsperspektive der *moral community* gesteuert. Moralisch gut wäre das, was von der *moral community* als moralisch gut festgelegt wird, ohne dass diese dabei durch irgendeinen ihr vorgegebenen Massstab gebunden wäre. Es gibt bekanntlich Moralauffassungen, für die die Moral in dieser Weise in intersubjektiver Verständigung festgelegt wird. Die Diskursethik ist hierfür ein Beispiel. Doch ist eine Norm nicht schon

⁵ Peter Goldie, *The Emotions. A Philosophical Exploration*, Oxford 2000.

dadurch eine moralische Norm, dass man sich konsensuell auf ihre allgemeine Geltung verständigt. Ihren moralischen Charakter beziehen Normen vielmehr aus dem Anspruch, zu einem Handeln anzuleiten, das auf die Verwirklichung des moralisch Guten und die Vermeidung des moralisch Schlechten gerichtet ist.

Doch gibt es nicht bloß eine moralische Signifikanz von Situationen. Es gibt noch eine andere Art von Signifikanz, die ich als 'sittliche Signifikanz von Situationen' bezeichnen möchte. Sie ist dem moralischen Urteil vorgegeben, und es ist durch sie gebunden und kann durch sie jederzeit korrigiert werden. Sie hat ihre Grundlage in *bestimmten* Emotionen wie Mitgefühl oder Liebe. Ich sagte, dass die Bewertung eines Verhaltens als moralisch gut gleichbedeutend ist mit dem Urteil, dass dieses Verhalten allgemein als sittlich gut bewertet zu werden *verdient*. Das bedeutet, dass die moralische Bewertung nicht einfach dezisionistisch festlegt, was sittlich gut oder schlecht ist, sondern dass sie auf einer *Erkenntnis* beruht hinsichtlich dessen, was als sittlich gut oder schlecht zu bewerten *ist*. Die Feststellung, dass es hier um eine Erkenntnis geht, gilt ganz unabhängig von der Debatte, die in der Metaethik über Kognitivismus und Emotivismus geführt wird. In dieser Debatte geht es um die Frage, ob Sätze von der Form 'Dieses Verhalten ist *gut*' als *Urteile* aufzufassen sind, mit denen eine Erkenntnis artikuliert wird, oder ob mit ihnen einer gefühlsmäßigen Einstellung Ausdruck gegeben wird, die der Sprecher zu dem in Frage stehenden Verhalten hat. Demgegenüber geht es in unserem Zusammenhang um Sätze von der Form 'Dieses Verhalten ist *moralisch gut*', und bei solchen Sätzen handelt es sich allemal um Urteile, nämlich um Urteile des Inhalts, dass das betreffende Verhalten als sittlich gut bewertet zu werden verdient. Im Fall einer emotivistischen Position wird mit einem solchen Urteil zum Ausdruck gebracht, dass die in dem Wort 'gut' sich äussernde gefühlsmässige Einstellung dem betreffenden Verhalten *angemessen*, mithin die Bewertung 'gut' *adäquat* ist. Wenn Emotionen auch nicht wahr oder falsch sein können, so können sie doch ihrem Gegenstand angemessen oder unangemessen sein. Daher drückt dieser Satz eine Erkenntnis aus.

Was genau aber ist es, das da erkannt wird? Man vergegenwärtige sich noch einmal die Samaritererzählung. Ginge es in dieser Erzählung lediglich um moralische Signifikanz, dann würde das bedeuten, dass der Samariter aufgrund einer situativen Nötigung handelt, die durch ein bestimmtes Muster ausgelöst wird, das er in der angetroffenen Situation wiedererkennt, dem zufolge *einem* Menschen in einer *solchen* Situation geholfen werden *muss*. In dieser Formulierung spiegelt sich das Allgemeinheitsmoment der Moral. Wie gesagt, findet diese Nötigung ihren sprachlichen Ausdruck in Sätzen wie 'Da muss man doch helfen!' oder 'Man kann doch einen Menschen in einer solchen Situation nicht alleine lassen!'. In der

Samaritererzählung ist demgegenüber von etwas anderem die Rede, nicht von einer derartigen situativen Nötigung, sondern davon, dass der Samariter *aus Mitgefühl* mit dem Menschen handelt, den er auf seinem Weg findet. Es heißt dort: „Und er jammerte ihn.“ Dieses Mitgefühl gilt nicht etwas Allgemeinem, *einem* Menschen in einer *solchen* Situation, sondern es gilt *diesem* Menschen in *dieser* Situation. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, dass auch bei emotionalem Verhalten Muster eine Rolle spielen, unter denen Situationen wahrgenommen werden. Robert C. Roberts spricht diesbezüglich von Emotionen als „*concern based construals*“, wobei das Wort ‘*construal*’ sich auf diesen „konstruierenden“ Charakter von Emotionen als *Wahrnehmungen von etwas als etwas* bezieht.⁶ Aber anders als bei der moralischen Signifikanz, bei der sich die situative Nötigung auf das Allgemeine bezieht, das im Einzelnen aktualisiert ist, nämlich auf *einen* Menschen in einer *solchen* Situation, bezieht sich die Emotion des Mitgefühls auf das Einzelne, in dem das Allgemeine – ein leidender Mensch – wahrgenommen wird, nämlich auf *diesen* Menschen in *dieser* Situation. Würde man den Samariter fragen, warum er dem unter die Räuber Gefallenen geholfen hat, dann würde er sagen: „Ich hatte Mitleid mit ihm.“

Was hat das mit sittlicher Signifikanz von Situationen zu tun? Wie man sich am Beispiel des Mitgefühls verdeutlichen kann, sind Emotionen *affektiv gesteuerte Wahrnehmungen*, die uns Situationen allererst *adäquat erfassen und erkennen* lassen.⁷ So gehört zur Emotion des *Mitgefühls* die Wahrnehmung des Leidens eines anderen. Ohne diese Wahrnehmung fehlte der Bezug zu dem, *mit dem* gefühlt wird. Der gefühlte Anteil dieser Emotion ist dabei nicht bloße Reaktion auf das, was wahrgenommen wird. Vielmehr wird durch ihn allererst dasjenige *empathisch*, eben: im Mitfühlen, *erschlossen*, was wahrgenommen wird, nämlich das Leiden des anderen. Insofern kommt dem gefühlten Anteil des Mitgefühls eine *kognitive* Bedeutung zu. Leiden lässt sich nicht unter Ausschaltung der Affekte wahrnehmen. Das bedeutet, dass man sich von der Vorstellung freimachen muss, als sei da zuerst eine Situation und die Emotion sei lediglich eine Reaktion auf diese Situation. Die Emotion *erschliesst* vielmehr die Situation, auf die sie zugleich reagiert, als das, was sie ist, nämlich als das Leiden dieses Menschen. Und sie macht damit zugleich gerichtet auf ein bestimmtes *Handeln*, nämlich diesem Menschen beizustehen. Insofern kann man sagen, dass eine Emotion wie das Mitgefühl Situationen in ihrer *sittlichen Signifikanz* erschliesst. Und sie bringt dabei genau das hervor, was zuvor als das sittlich Gute bestimmt wurde, nämlich ein Verhalten – ein Handeln aus Mitgefühl –, mit dem

⁶ Robert C. Roberts, *Emotions. An Essay in Aid of Moral Psychology*, Cambridge 2003.

⁷ Vgl. hierzu Christoph Ammann, *Emotionen – Seismographen der Bedeutung. Ihre Relevanz für eine christliche Ethik*, Stuttgart: Kohlhammer, 2007.

einer Situation entsprochen wird, und zwar einer Situation, deren sittliche Signifikanz nicht schon unabhängig von dieser Emotion vor Augen ist, sondern die durch diese Emotion allererst erschlossen ist.

Letzteres gilt auch für die Perspektive eines Beobachters oder Verhaltensbeurteilers. Der Mehrwert an Erkenntnis, der durch das Verhalten des Samariters im Unterschied zu demjenigen des Priesters und des Levits vermittelt wird, liegt in dieser Perspektive darin, dass sich im Spiegel dieses Verhaltens und des sich darin äußernden Mitgefühls allererst zeigt, worum es in dieser Situation recht eigentlich geht, nämlich um das Leiden dieses Menschen, auf das Mitgefühl und ein Handeln aus Mitgefühl die angemessene Reaktion sind. Der australische Philosoph Raimond Gaita hat diesen situationserschliessenden Charakter von Emotionen an einem erhellenden Beispiel aus seiner Jugend verdeutlicht.⁸ Er arbeitete als junger Mann in einer psychiatrischen Klinik, in der schwer psychotische Patienten behandelt wurden. Es gab dort Psychiater, die diesen Patienten in einer Weise begegneten, die Gaita abstieß und empörte. Es gab jedoch auch Psychiater, die er bewunderte, weil sie die Überzeugung vertraten, dass auch diese Patienten Menschenwürde haben und darin uns gleich sind. Eines Tages kam eine Nonne in die Klinik, und Gaita beobachtete, wie sie diesen Patienten begegnete. Die Art, wie sie mit ihnen sprach, ihre Mimik und Gestik, ihr ganzes Verhalten drückte aus und machte sichtbar, was es heisst, dass diese Menschen uns gleich sind. Im Vergleich dazu schien das Bekenntnis jener Psychiater zur Menschenwürde dieser Patienten eine bloß kognitive Überzeugung zu formulieren, ja, es schien einen Zug von Herablassung zu haben. Für Gaita macht dieses Beispiel deutlich, wie Liebe als eine Emotion, die sich im Verhalten eines Menschen nach außen hin manifestiert, die Würde von Menschen *sichtbar machen* und *erschliessen* kann. Die Würde dieser psychotischen und teilweise durch die medikamentöse Behandlung entstellten Patienten ist nicht direkt an ihnen wahrnehmbar, sondern sie wird sichtbar im Spiegel des Verhaltens, mit dem die Nonne ihnen begegnet. Allerdings wird sie sichtbar nur für denjenigen, der, wie der junge Gaita, für dieses Verhalten und für die Emotion, die sich in ihm vermittelt, resonant ist.

Das Stichwort 'Resonanz' verweist auf einen Aspekt von Emotionen, auf den ich aus Zeitgründen nicht mehr näher eingehen kann. Emotionen sind ja nicht bloß im Inneren eines Handelnden lokalisiert. Das ist die Vorstellung, die sich ergibt, wenn man Emotionen lediglich als Motive für Handlungen betrachtet. Hier scheinen sie aus dem Inneren des Handelnden

⁸ Raimond Gaita, *A Common Humanity. Thinking about Love, Truth and Justice*, London/ New York ²2000, 17-19. Den Hinweis auf Gaita verdanke ich Christoph Ammann (vgl. Anm. 7).

heraus sein Handeln zu steuern. Anders verhält es sich, wenn man *emotional bestimmtes Verhalten* in Betracht zieht wie in Gaitas Beispiel. Hier treten Emotionen *nach aussen*, d.h. *in diesem Verhalten*, in Erscheinung – z.B. Zorn als Brüllen und Schleudern von Gegenständen – , und sie erzeugen solchermaßen emotionale Resonanzen bei denen, die Zeugen dieses Verhaltens sind. Im Blick auf diese Ausstrahlung nach außen sei an die Emotionstheorie von Hermann Schmitz erinnert, die Gefühle als „Atmosphären“⁹ begreift.

Zusammengefasst folgt aus dem Gesagten, dass die sittliche Signifikanz von Situationen über Emotionen einerseits und emotionale Resonanzen auf emotional bestimmtes Verhalten andererseits erschlossen ist. Dies markiert einen fundamentalen Unterschied zur moralischen Signifikanz. Wie gesagt, werden bei dieser Situationen unter Mustern wahrgenommen, die in der Verständigung der *moral community* geprägt worden sind und die in der betreffenden Situation wiedererkannt werden. Über diese Muster ist schon festgelegt, worin Situationen moralisch signifikant sein können. Die situative Nötigung bezieht sich auf das Allgemeine eines solchen Musters, auf *einen* Menschen in einer *solchen* Situation. Dies verhält sich anders bei der sittlichen Signifikanz von Situationen. Weil sie über Emotionen erschlossen ist, die als solche auf Einzelnes bezogen sind, auf *diesen* Menschen, *diese* Situation *hier* und *jetzt*, folgt sie nicht einfach nur vorgegebenen Mustern, sondern entsteht je und je neu in der emotionalen Begegnung mit konkreten Situationen. Denn keine Situation ist wie die andere. Hier liegt das innovative, überraschende Moment, das für das sittlich Gute charakteristisch ist. Es muss sich je und je zeigen. Dieser Eigenart des sittlich Guten entspricht ein ethisches Denken, das nicht am Prinzipiellen und Allgemeinen, sondern am Konkreten und Einzelnen orientiert ist, wie es sich sprachlich über Narrative vor Augen stellt, seien sie aus dem wirklichen Leben gegriffen oder z.B. auch der Literatur entnommen. Gaitas Denken ist von dieser Art, ebenso das Denken seines australischen Kollegen Christopher Cordner, wie überhaupt das Denken vieler Autorinnen und Autoren, die Wittgenstein und seiner Schule nahestehen.¹⁰ Die ethische Aufgabe liegt hier nicht in der Begründung moralischer Urteile aus moralischen Prinzipien, sondern vielmehr in der Sensibilisierung dafür, worauf es in unserem Leben in sittlicher Hinsicht ankommt. Das geschieht anhand geeigneter Beispiele. Nach dem Gesagten hat dies freilich erhebliche Rückwirkungen auf die Moral, da ja auch sie es mit dem sittlich Guten zu tun hat, allerdings unter dem Aspekt seiner allgemeinen Anerkennung und Bewertung als sittlich gut.

⁹ Hermann Schmitz, Gefühle als Atmosphären und das affektive Betroffensein von ihnen, in: Hinrich Fink-Eitel/ Georg Lohmann (Hg.), Zur Philosophie der Gefühle, Frankfurt/M. 1993, 33-56.

¹⁰ Vgl. hierzu die Studie von Christoph Ammann (Anm. 7).

Achtens: Ich komme zum Schluss. Ich habe zu zeigen versucht, dass für die Alltagsmoral, die wir in uns tragen, zwei Ebenen konstitutiv sind. Die erste ist die diskursive Ebene, d.h. die Verständigung innerhalb einer *moral community* darüber, was moralisch gut und richtig ist. Sie spiegelt sich in der Bedeutung des Wortes 'moralisch': Moralisch gut ist, was allgemeine Wertschätzung als sittlich gut verdient. Die zweite Ebene ist die Ebene der sittlichen Anschauung und Erfahrung, die in konkreten Situationen deren sittliche Signifikanz und in konkretem Verhalten dessen sittliches Gutsein wahrnimmt (ohne dass dies schon sprachlich artikuliert wäre). Beide Ebenen sind engstens miteinander verknüpft. Geht es doch, wie gesagt, auf der diskursiven, moralischen Ebene um das als sittlich gut zu Bewertende. Und für beide Ebenen kommt der Emotionalität eine fundamentale Bedeutung zu, einerseits im Sinne situativer Nötigung zu einem bestimmten Handeln im Falle der moralischen Signifikanz von Situationen, andererseits in Gestalt bestimmter Emotionen wie Mitgefühl oder Liebe im Falle der sittlichen Signifikanz von Situationen.

Mit dem Hinweis auf die Diskursethik habe ich bereits angedeutet, dass das Moralverständnis, das ich hier expliziert habe, in großen Teilen der heutigen Ethik auf Ablehnung stößt. Hier herrscht die Vorstellung vor, dass nur die erste, die diskursive Ebene, maßgebend ist für die Moral. Dass die Erkenntnis des moralisch Richtigen und Guten von Emotionen abhängen soll, wird hier als Bedrohung etablierter Rationalitätsstandards wahrgenommen, denen zufolge moralische Erkenntnis mittels des zwanglosen Zwangs von Argumenten zustande kommt. Emotionen sind keine Argumente, so das Argument. Es geht hier um eine Grundalternative im Moralverständnis, die man sich an folgender Frage verdeutlichen kann: Soll einem Notleidenden *deshalb* geholfen werden, *weil* dies moralisch geboten ist, oder soll ihm *um des willen* geholfen werden, *weshalb* dies moralisch geboten ist, nämlich um seiner Not willen. Im ersten Fall ist der Grund, ihm zu helfen, das Urteil 'Es ist moralisch geboten, einem Notleidenden zu helfen'. Der Ausdruck 'moralisch geboten' nimmt in dieser Funktion eine deontische Bedeutung an. Das moralisch Gebotene ist das *zu Tuende*, das, was getan werden *soll*. Die Ethik konzentriert sich infolgedessen darauf, derartige deontische Urteile mit möglichst zwingenden Argumenten zu begründen. Im zweiten Fall ist der Grund, einem Notleidenden zu helfen, seine Not. Der Ausdruck 'moralisch geboten' hat hier die deskriptive Bedeutung, die ich zuvor expliziert habe. Mit ihm wird ein Urteil darüber gefällt, wie die Handlung hinsichtlich ihres Beitrags zum sittlich Guten *allgemein zu beurteilen* ist, nämlich als etwas, das in Anbetracht der Situation des Notleidenden zum sittlich Guten in Gestalt eines

situationsentsprechenden Verhaltens *erfordert* ist und vollzogen werden *muss*. In ethischer Hinsicht geht es hier darum, für die sittliche Signifikanz von menschlicher Not zu sensibilisieren, und dabei spielen Emotionen eine fundamentale Rolle. Die Ethik der Moderne ist der ersten Linie gefolgt, wonach das moralische Handeln seine Gründe aus moralischen Urteilen oder Normen bezieht. Daher spielt für sie die Moral lediglich auf der ersten, der diskursiven Ebene. Das prägt bis heute große Teile des ethischen Denkens. Emotionen haben hier keine Bedeutung für die Erkenntnis des moralisch Richtigen und Guten. Diese Abkoppelung der Moral von der Ebene der sittlichen Anschauung und Erfahrung hat zwangsläufig eine Desensibilisierung in Bezug auf die sittlichen Aspekte des menschlichen Lebens zur Folge. Und sie macht es zu einem absoluten Rätsel, worin eigentlich das Moralische an der Moral besteht. Denn die bloße Tatsache, dass eine Norm rational begründet worden ist, sei es utilitaristisch, kantisch, diskursethisch oder auf andere Weise, macht sie noch nicht zu einer moralischen Norm.